

Zivilcourage vs. Political Correctness

(Kasseler Bürgerpreis „Glas der Vernunft 2004“, 26. September 2004)

Die Notwendigkeit von Zivilcourage scheint in unserer Gesellschaft so allgemein anerkannt, wie ihr Mangel beklagt wird. Das ist nicht erst heute so. Otto von Bismarck äußerte 1864 gegenüber seinem Vertrauten, Robert von Keudell, „Mut auf dem Schlachtfeld ist bei uns Gemeingut. Aber sie werden nicht selten finden, dass es ganz achtbaren Leuten an Zivilcourage fehlt.“ Anlass für diese Bemerkung war die Erinnerung an seinen ersten Parlamentsauftritt, der schon fast 20 Jahre zurück lag. Er war damals ausgepiffen worden, und ein älterer Verwandter gab ihm im Nachhinein den guten Rat: Du hattest ja ganz recht, aber so etwas sagt man doch nicht. Bismarck erwiderte: „Wenn du meiner Meinung gewesen wärst, hättest du mir beistehen sollen. Nur dein Eisernes Kreuz hindert mich, dir einen verletzenden Vorwurf zu machen.“

Die Aktualität der Beobachtung erstaunt. Wir müssen nur ein paar Namen und Fakten ändern, um die Szene in unsere Gegenwart zu versetzen. Mut auf dem Schlachtfeld ist wohl nicht mehr Gemeingut. Und ein Eisernes Kreuz hindert niemanden an scharfer Kritik. Aber mangelnde Zivilcourage wird überall beklagt, und eine verflachende mediale Diskussion führt dazu, dass die Kriterien dessen, was Zivilcourage ist, verwischt und unklar werden. Man muss wohl vor allem möglichst laut auftrumpfen, eine möglichst schrille These vertreten oder verbal unflätig auf den Gegner einschlagen, um Beachtung zu finden. Mit Zivilcourage hat das nichts zu tun, aber es verhindert, dass die wirklichen Probleme zur Kenntnis genommen und sachgerecht erörtert werden.

Nicht nur im politischen Raum haben wir eine zu starke Lagerbildung. Das für die Lösung von anstehenden Problemen auch notwendige partei- und gruppenübergreifende Gespräch wird dadurch erschwert, oft unmöglich

gemacht. Gewiss ist Lagerbildung eine Konsequenz des politischen Wettbewerbs, mit dem unsere demokratische Ordnung die politische Freiheit sichert. Dennoch: wo nur noch die Sorge um den Erfolg bei den nächsten Wahlen oder auch den Misserfolg des politischen Gegners die politische Agenda bestimmt, da wird Anpassung und eben nicht Zivilcourage gefördert, so wie Bismarck seinen Verwandten tadelt, der aus Opportunität schweigt, wo er gefordert gewesen wäre zu reden.

Bei der organisierten Interessenvertretung ist ähnliches zu beobachten. Wenn man die Flut von verbandsorientierten Stellungnahmen beispielsweise in der Gesundheitspolitik auf sich wirken lässt, wünscht man sich manchmal schon, dass auch Stimmen, die um die Knappheit aller Mittel wissend für gemeinwohlverträgliche Lösungen insgesamt plädieren, öffentlich zu vernehmen wären.

Das Thema mangelnder Zivilcourage ist in Deutschland auf unlösbare Weise mit der Geschichte des 20. Jahrhunderts, insbesondere mit der Erfahrung von Diktatur und dem Mangel an couragiertem Verhalten in beiden deutschen Diktaturen verbunden. So ist es verständlich, dass Zivilcourage kaum ohne Bezug auf diese Erinnerungen definiert werden kann. Zugleich hat es freilich den Anschein, als führe der Umgang mit der deutschen Geschichte, den sich unsere Gesellschaft angeeignet hat, auch wieder seltsam in die Irre. Große Teile unserer Gesellschaft scheinen sich sicher zu sein, ihnen wäre in ähnlicher Situation so etwas nie passiert.

Demzufolge müsste man eigentlich annehmen, dass sich im demokratischen Rechtsstaat, in dem die persönlichen Risiken von couragiertem Verhalten viel geringer sind, Beispiele praktizierter Zivilcourage *en masse* finden lassen. Aber leider ist dem nicht so. Stattdessen beobachten wir, dass oft gerade unsere Erinnerungskultur von einer Form von Political Correctness beherrscht wird, die das Interesse an Aufarbeitung der Vergangenheit ironischerweise mit extremer Intoleranz verbindet. Gegenüber Äußerungen, die sich bestimmten,

allgemein akzeptierten Standards in diesem Bereich nicht anpassen, gibt es kaum Pardon.

Klaus von Dohnanyi hat in einer viel beachteten Rede im vergangenen Jahr auf diesen Zusammenhang hingewiesen, indem er das wechselseitige Verhältnis von Zivilcourage und Toleranz betonte. Zivilcourage und Toleranz seien Zwillingsgeschwestern. Die Republik leide aber, so stellte er fest, „aus dem Blickwinkel vieler Bürger unter einem intoleranten Klima von Political Correctness. Das führt zu vorsichtiger Anpassung und Gedankenfeigheit. [...]“ Und er fragt: „Erstickt die Art und Weise, wie wir in Deutschland oft unsere Nazivergangenheit bemühen, eventuell die freimütige politische Diskussion zugunsten lautstarker Konformität? Lassen wir uns in Deutschland, anstatt gerade wegen unserer Geschichte der Meinungsfreiheit auch in diesen so zentralen politischen Fragen eine Gasse zu bahnen, nicht allzu oft auf einen engen Pfad der Political Correctness abdrängen?“

Jedenfalls steht kaum in Zweifel, dass das deutsche Phänomen von Political Correctness – im Unterschied etwa zu seiner amerikanischen Ausprägung – weitgehend an Themen haftet, die mit der deutschen Geschichte und insbesondere mit der Verarbeitung der deutschen Diktaturen zu tun hat. Das sind die Fragen, bei denen der Diskussionston schrill wird und sachliche Einwände mit rhetorischen Keulenschlägen erwidert werden. Charakteristisch war die Diskussion um die Asylpolitik in den 90er Jahren. Aber auch das Thema „Multikulturalismus“ lässt sich anführen. 1994 warnte der Soziologe Karl-Otto Hondrich in der ZEIT, es gebe einen Konflikt der Identitäten, „der sich in Deutschland deshalb so verschärft, weil die Visionäre der öffentlichen multikulturellen Gesellschaft eine deutsche nationale Identität nicht anerkennen wollen.“ Diese doch immerhin diskussionswürdige These provozierte in der nächsten Ausgabe des Wochenblattes eine Replik meines Freundes Dieter Oberndörfer mit dem viel sagenden Titel: „Abschied vom völkischen Wahn“. Der erzürnte Respondent fand in dem inkriminierten Beitrag nicht weniger als „Grundmuster des deutschen völkischen Nationalismus“ vor,

und er schrieb „vom Gift nationaler Ideologien“, vom „Wahn der Volksgemeinschaft“ und so weiter. Dabei ist Dieter Oberndörfer, wenn er nicht gerade gegen Patriotismus zu Felde zieht, ein durchaus vernünftiger und liebenswürdiger Mensch.

Ähnliche Auseinandersetzungen fanden in den 80er Jahren statt, zu so ‚dramatischen‘ Fragen wie der einer Volkszählung. Es gab damals Kritiker die meinten, einen Bezug zu Hitlers Judenvernichtung herstellen zu müssen. In den 90er Jahren war es beim Thema der Auslandseinsätze der Bundeswehr manchmal ganz ähnlich. Und heute wird die wichtige Diskussion über genetische Forschung und die medizinischen Möglichkeiten ihrer Anwendung gelegentlich in paralleler Weise geführt. Manchmal wirkt es im Rückblick schon skurril, zu welchen Befürchtungen sich die Aktivisten allen Ernstes verstiegen haben. Aber offensichtlich ist ein Alarmismus, der hinter jeder Ecke das Gespenst des Nationalsozialismus, der Diktatur oder der Barbarei hervorlugen sieht, umso verführerischer, weil er sich äußerst gut als Allzweckwaffe gegen jeglichen Widerspruch eignet.

Nicht zuletzt ist es natürlich die Auseinandersetzung um die Deutung der NS-Zeit selbst, die oftmals in dieser Form geführt wird. Unser Preisträger hat mit der ihm eigenen Autorität solche Fälle immer wieder aufgegriffen. Beim Präsidium des Bundestages hat er – erfolglos - für die Rehabilitierung von Philipp Jenninger geworben, nachdem Ignaz Bubis zu Protokoll gegeben hatte, er habe die inkriminierte Rede vom 09.11.1988 problemlos nachsprechen können. Und auch in der – in unserer kurzatmigen Medienwelt inzwischen schon wieder fast vergessenen – Walser-Bubis-Kontroverse - von manchen gar Walser-Bubis-Dohnanyi-Kontroverse genannt - hat er die verbalen Keulenschläge der Political Correctness nicht gescheut. Aus seinen Äußerungen wird deutlich, inwiefern es ihm dabei um Zivilcourage ging. Bei der Preisverleihung in der Frankfurter Paulskirche hätten alle stehend applaudiert. Nur Ignaz Bubis blieb mit seiner Frau sitzen. Dohnanyi: „Ich konnte das nachvollziehen. Aber als dann, wenige Stunden später, der

Bannstrahl des Vorsitzenden des Zentralrates der Juden in Deutschland Walser traf - „geistiger Brandstifter“ - war fast niemand mehr zu sehen.“

Es liegt eine gewisse Ironie in der Tatsache, dass ein solches, immer wieder beschworenes Pathos des „Nie wieder“, das sich gegen deutsches Nationalgefühl und die Wiedervereinigung ebenso kehren kann wie gegen Auslandseinsätze der Bundeswehr oder auch die Forschung am Erbgut des Menschen, oft selbst aus dem Bewusstsein stammt, ein Ausdruck von Zivilcourage zu sein. Es ist jedoch wohlfeil zu meinen, man könne das Versagen der Deutschen vor 70 Jahren angesichts von Nationalismus, Krieg und Euthanasie dadurch „aufarbeiten“, dass man sich so risikolos wie ohne Augenmaß gegen notwendige Diskussionen in der Gegenwart stellt. Im Stil anklagender Brandreden verfällt man der Political Correctness anstatt etwas für die Zivilcourage getan zu haben. Vielleicht ist es eine problematische Kontinuität in der Geschichte der deutschen Gesellschaft, dass wir Mangel an einer Diskussionskultur haben, in der widerstreitende Meinungen ruhig auf ihren sachlichen Gehalt und ihre Berechtigung abgeklopft werden können.

Wie schon gesagt ist es wohl unvermeidlich, dass wir die Frage nach Zivilcourage mit der Erinnerung an die deutschen Diktaturen im 20. Jahrhundert verbinden. Und es ist sicher auch richtig, dass ein Blick auf die Geschichte zur Orientierung hilfreich sein kann. Aber die Frage ist, was wir aus der Geschichte lernen. Vor einigen Wochen durften wir uns anlässlich des 60. Jahrestages des 20. Juli 1944 an die Männer und Frauen erinnern, die auf bewunderungswürdige Weise Mut bewiesen und das Risiko, das sie eingegangen sind, in vielen Fällen mit dem höchsten Preis bezahlt haben. Was machte ihre Zivilcourage möglich?

Ich möchte drei Punkte ansprechen. Einmal das, was ich einen ‚aufgeklärten Patriotismus‘ nenne. Sodann ein Verantwortungsbewusstsein, das sich aus dem Wissen speist, zu einer Elite zu gehören. Und schließlich eine klare Wertorientierung, die sich oft aus einem tief verwurzelten Glauben an Gott

speist, jedenfalls aus dem Wissen, dass menschlicher Macht Grenzen gesetzt sind.

Aufgeklärter Patriotismus, das ist die Orientierung, die einem erwächst durch den Bezug auf das eigene Herkommen. Das hat gar nichts zu tun mit einer nationalen Selbstüberhebung. Wer nicht weiß, wo er herkommt, weiß auch nicht wohin er geht. Auf der Grundlage des Ererbten findet man Richtung für die Zukunft. Wer weit ausgreifen will, braucht feste Wurzeln. Gerade heute, in Zeiten von Globalisierung und beschleunigten Veränderungen, hat eine solche Orientierung ihre besondere Bedeutung. Die Menschen des Widerstandes brauchten diese Verwurzelung ebenso wie wir sie brauchen, wenn wir den Herausforderungen unserer Zeit gerecht werden wollen. Verwurzelung bringt Selbstbewusstsein. Und diese Selbstsicherheit, die im Wissen vom eigenen Woher und Wohin gründet, gibt Mut und Gelassenheit: Mut, den eigenen Standpunkt zu behaupten, und Gelassenheit zur Toleranz gegenüber anderen Positionen. Beides ist für Zivilcourage unabdingbar.

Wir Deutsche tun uns mit nationaler Identität nicht leicht. Die Patriotismusdebatte vor kurzem, der Historikerstreit in den 80-er Jahren oder auch aktuell die Diskussion um Gedenkstätten oder Erinnerungskultur belegen das. Auch das erklärt sich durch die Geschichte. Die Brüche und Katastrophen der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, aber auch die verspätete Nation, mehr als 60 Jahre, nachdem Napoleon das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, das sich im 30-jährigen Krieg schon erschöpft hatte, endgültig liquidiert hat.

Dennoch: Weil freiheitliche Ordnung auf freiwilliger Übereinstimmung, Ein- und Zuordnung beruht, brauchen die Menschen ein Verständnis von Zugehörigkeit, Identität. Noch immer ist politisch jedenfalls die nationale Ebene die wirkungsstärkste für die meisten Menschen. Gerade wer sich für die vertiefte europäische Einigung engagiert, darf das nicht außer Acht lassen. Deshalb ist die richtige Balance zwischen nationaler Identität und europäischer Integration

die wichtigste Aufgabe für europäische Politik in diesen Jahren, so wie wir darauf achten müssen, nicht durch Überdehnung der Europäischen Union die Chance einer sich allmählich auch herausbildenden europäischen Identität zu verbauen.

Wie der Begriff des Patriotismus ist auch der der Eliten in den letzten Jahrzehnten ein umstrittener Begriff geworden. Dabei wird wieder deutlicher, dass Menschen, die ganz bewusst eine führende Rolle in der Gesellschaft spielen, unverzichtbar bleiben. Für Amerikaner ist es immer schon unverständlich gewesen, dass man einen Widerspruch zwischen Demokratie und ‚leadership‘ sehen kann. Wichtig ist, dass aus einer bewusst angenommenen führenden Rolle Verantwortung entspringt. Die Abzockermentalität, die wir gelegentlich in den Führungsetagen der Wirtschaft und nicht nur da beobachten, ist damit nicht zu vereinbaren. „Quod licet iovi non licet bovi“ – der Unterschied zwischen Ochs und Zeus begründet weniger Privilegien als vielmehr herausgehobene Verantwortung. Wenn das mehr beherzigt würde, dann würden die Debatten über corporate governance zielführender.

Zu Zeiten der Nazidiktatur war jedenfalls das Verantwortungsbewusstsein, das sich aus der Zugehörigkeit zu einer Elite speiste, wichtiger Ausgangspunkt für Zivilcourage, die Menschen in vorbildlichem Verhalten zeigten.

Vielleicht sind die Bedingungen unserer Kommunikationsgesellschaft der Elitebildung nicht unbedingt förderlich. Weil die Fähigkeit zur Aufnahme von Informationen begrenzt bleibt, wird bei immer mehr Informationen und Medien der Wettbewerb um das knappe Gut Aufmerksamkeit härter mit der Folge, dass Banalisierung und Skandalisierung zunehmen und mit der weiteren Folge einer zunehmenden Konformität unserer Informationslandschaft, die eher Political Correctness als Zivilcourage begünstigt. Und das Missverständnis von distanzloser Nähe, dass elektronische Medien vermitteln, kommt noch hinzu. Auch Diskretion und Distanz hängen mit Elite zusammen.

Das bringt mich zu dem dritten Punkt, zu den Werten und zu der Werteorientierung. Diskretion und Distanz haben mit Persönlichkeit zu tun, und Persönlichkeit ruht in sich selbst. Das erfordert Überzeugung und begründet Haltung. Und das setzt Werte voraus. Vorstellungen vom Wesen des Menschen und menschlicher Gesellschaft, von Anfang und Ende, von Freiheit und Grenzen und von der Verpflichtung gegenüber dem nächsten und der Gemeinschaft. „Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser“, dieser Lenin zugeschriebene und oft gedankenlos nachgeplapperte Satz gehört für mich zum Unglücklichsten. Er könnte über das Eingangstor zum Archipel Gulag geschrieben stehen, denn wenn Menschen nur noch durch Überwachung und nicht eben im Zweifel aufgrund eigener Überzeugung sich regelgerecht und damit gemeinschaftsverträglich verhalten, dann kann das nicht zu mehr Freiheit, sondern eher zu Totalitarismus oder Überbürokratisierung führen.

Orientierung aus Verwurzelung, Zugehörigkeit und Wertebindung, das trägt Zivilcourage. Wenn wir den Zustand unserer Demokratie einschätzen, dann setzen wir oft stark auf Institutionen, auf Verfahren, an deren Korrektheit abzulesen ist, ob unsere freiheitliche Ordnung sich in einem guten Zustand befindet. Institutionen sind gewiss wichtig, aber sie sind nicht alles. Sie werden von Menschen getragen und ausgefüllt; und deshalb darf die Frage nach dem, was die Menschen in ihrer Identität ausmacht bei der Beurteilung unserer gesellschaftlichen Situation nicht vernachlässigt werden. Zivilcourage kann nicht auf Institutionen abgeschoben werden, sie bleibt auf das Engagement von Individuen, Persönlichkeiten angewiesen. Der Trend zur Konformität fördert Anpassung. Bei den „geheimen Verführern“ sind die Auswirkungen moderner Werbemacht auf die Monotonie von Moden und Konsumgewohnheiten beschrieben. Verlust von Vielfalt ist nicht nur beim Artenschutz ein ökologisches Problem, sondern genauso bei Kulturen. Vielfalt und Freiheit statt Anpassung und Monotonie. Monotonie führt auch rasch zu Larmoyanz und Resignation- wenn wir dieser Versuchung besser widerstehen wollen, müssen wir mehr auf Persönlichkeit und Individualität setzen. Daraus

wachsen Initiative, Kreativität, Engagement, an deren Mangel wir nicht nur im Osten unseres wiedervereinigten Vaterlandes leiden.

Das Glas der Vernunft, man könnte das als ein Prisma verstehen, in dem sich Strahlen brechen, und in dem so der Reichtum der Vielfalt sichtbar wird. Klaus von Dohnanyi hat gesagt, ich habe darauf schon hingewiesen, dass Zivilcourage und Toleranz Zwillingsgeschwestern sind. Toleranz, das ist ganz klar, heißt nicht Beliebigkeit – sonst bräuchte es ja die Zivilcourage nicht. Toleranz setzt sich vielmehr ein aus dem Bewusstsein heraus, dass es gerade für die Vielfalt einer freiheitlichen Gesellschaft wichtig ist, dass einzelne Positionen klar artikuliert werden. Nur so lässt sich das wahren, was Jonathan Sacks, der britische Oberrabbiner, als Würde der Unterschiedlichkeit (dignity of difference) bezeichnet hat. Ich kann nicht besser schließen als mit einem weiteren Zitat aus jener Rede unseres Preisträgers: „Wir berufen uns oft auf allgemeine gemeinsame Werte wie ‚Freiheit‘, ‚Gleichheit‘, ‚Brüderlichkeit‘ oder auch: ‚Die Würde des Menschen ist unantastbar.‘ Angesichts der sehr unterschiedlichen Interpretation dieser Grundsätze erweist unsere so genannte westliche ‚Wertegemeinschaft‘ jedoch ihre wahre Bedeutung erst im Schutz der Unterschiede der Wertauffassungen, nicht in deren Übereinstimmung.“

Vielfalt, Toleranz und Zivilcourage statt Anpassung, Monotonie und Political Correctness – ich gratuliere Klaus von Dohnanyi zum „Glas der Vernunft“ und ich beglückwünsche uns alle zu unserem Preisträger.